

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Band: 24 (1941)
Heft: 7

Artikel: [s.n.]
Autor: Huber, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-409177>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

So sehr alle diese Erwägungen ihre Richtigkeit haben, so wird man sich auf protestantischer Seite doch nicht der Meinung hingeben dürfen, die Gefahr sei bereits vorüber. Wer die überlegene Taktik dieser Partei einigermaßen kennt, der wird nicht daran zweifeln, dass sie immer wieder neue Möglichkeiten ausfindig macht, um den Stein ins Rollen zu bringen. Man darf nicht ausser acht lassen, dass sich sowohl die Partei wie die katholische Kirche gerade in der Jesuitenfrage in einer recht ungemütlichen Lage befinden. Gegen die Verfassung hat man die Jesuiten in der Schweiz wieder in Kirche und Schulen wirken lassen, in der Meinung — so ist sie uns von katholischer Seite schon kundgetan worden — dass das Jesuitenverbot bei der nächsten Totalrevision der Bundesverfassung fallen werde. In den letzten Jahren sind in der Schweiz alle illegalen Organisationen verboten worden, nur die Jesuiten führen nach wie vor ihre illegale Tätigkeit aus. Dieser Zustand kann nicht ewig dauern. Es ist keine Frage, die Tatsache, dass der Jesuitenorden seine unerlaubte Tätigkeit gleichsam unter dem Schutz der katholischen Kirche wie der katholisch-konservativen Partei vollzieht, belastet diese wesentlich und ist geeignet, den grossen Einfluss, den die Partei in der obersten Landesregierung ausübt, zu beeinträchtigen. Wenn man sich diese Tatsachen vor Augen hält, dann versteht man, warum Nationalrat Walther neuerdings einen Vorstoss zugunsten der Totalrevision der Bundesverfassung gemacht hat, man versteht dann aber auch, was eine solche Totalrevision zu bedeuten hätte.

F.

«Der Protestant» (Zürich), Nr. 8, vom 17. April 1941.

Nachschrift der Redaktion: Der Einsender des vorgenannten Blattes, ein Mitglied, kommentiert den Artikel mit einem treffenden Bibelspruch: 2. Korinther, 12, 16... dieweil ich tückisch bin, hab ich euch mit Hinterlist gefangen!

Gottfried Kellers Weltanschauung.

Seine Stellung zu den Ideen von Gott und Unsterblichkeit, zu Religion und Kirche.

Von Ernst Akert.

(2. Fortsetzung.)

Immerhin ist es interessant zu sehen, wie Gottfried Keller aus der Perspektive des gereiften Mannes seinen Grünen Heinrich sich entwickeln lässt.

Im 11. Kapitel des zweiten Buches, das mit «Glaubensmühen» überschrieben ist, erzählt Keller von den Unterhaltungen des Grünen Heinrichs mit dem Onkel Schulmeister, dem Philosophen. «Meine Einsprachen», lässt Keller den Grünen Heinrich sagen, «bestanden darin, dass ich *gegen das spezifisch Christliche protestierte*, welches das alleinige Merkzeichen alles Guten sein sollte. Während ich die Person Jesu liebte, wenn sie auch, wie ich glaubte, ein Sage ist, war ich doch *gegen alles, was sich christlich nannte, feindlich gesinnt geworden*, ohne zu wissen warum, und ich war sogar froh, diese Abneigung zu empfinden, denn *wo sich Christentum geltend machte, war für mich reizlose und graue Nüchternheit*. Ich ging deshalb schon seit ein paar Jahren fast nie in die

Kirche und die religiöse Unterweisung besuchte ich sehr selten, obwohl ich dazu verpflichtet war. Im Sommer kam ich durch, weil ich grösstenteils auf dem Lande lebte; im Winter ging ich zwei oder drei Mal und man schien dies nicht zu bemerken, auch machte ich ein so finstres Gesicht dazu, dass mich die Geistlichen gerne gehen liessen. Ein oder zwei Male im Jahre musste ich, wenn die Reihe an mich kam, in der Kirche, d. h. in der öffentlichen Kirchenlehre (vermutlich Kinderlehre) nach vorangegangener Einübung auftreten und einige wenige Fragen beantworten. Das war vor Jahren schon eine Pein für mich gewesen, nun aber *geradezu unerträglich*, und doch unterzog ich mich dem Gebrauche oder musste es vielmehr, da, abgesehen von dem Kummer, den ich meiner Mutter gemacht hätte, das endliche gesetzliche Loskommen daran geknüpft war. Auf Weihnachten 1835 sollte ich nun konfirmiert werden, was mir ungeachtet der gänzlichen Freiheit, welche mir nachher winkte, grosse Sorgen verursachte. Daher äusserte ich mein *Antichristentum* jetzt gegen den Schulmeister mehr, als ich es sonst getan hätte. Seine duldsame und liebevolle Weise schrieb mir von selber vor, mich in meinen Ausdrücken mit Mass und Bescheidenheit zu benehmen.

«Nun rückte der Winter heran. Wöchentlich dreimal früh um fünf Uhr musste ich in das Haus des Pfarrhelfers gehen, wo in einer langen, schmalen, ringförmigen Stube an vierzig junge Leute zur Konfirmation vorbereitet wurden. Ich musste mich gewaltsam aus Schlaf und Traum reissen, um in der düstern Stube zwischen langen Reihen einer Schar anderer schlaftrunkener Jünglinge *das allerfabelhafteste Traumleben* zu führen unter dem eintönigen Befehle eines Geistlichen.

«Was unter fernen östlichen Palmen vor Jahrtausenden teils sich begeben, teils von heiligen Träumern geträumt und niedergeschrieben worden war, ein Buch der Sage, *das wurde hier als das höchste und ernsthafteste Lebenserfordernis, als die erste Bedingung, Bürger zu sein*, Wort für Wort durchgesprochen und der Glaube daran auf das Genaueste reguliert. *Die wunderbarsten Ausgeburteten menschlicher Phantasie*, bald heiter und reizend, bald finster, brennend und blutig, aber immer durch den Duft einer entlegenen Ferne gleichmässig umschleiert, mussten als das gegenwärtigste und festeste Fundament unseres ganzen Daseins angesehen werden und wurden uns nun zum letztenmale und ohne Spass bestimmt erklärt und erläutert zu dem Zwecke, im Sinne jener Phantasien ein wenig Brot und ein wenig Wein am richtigsten geniessen zu können. Und wenn wir uns dieser fremden wunderbaren Disziplin nicht unterworfen hätten — mit oder ohne Ueberzeugung — so wären wir ungültig im Staate gewesen und es hätte keiner nur eine Frau nehmen dürfen.

«Von Jahrhundert zu Jahrhundert war dies so geübt worden und die verschiedene Auslegung der symbolischen Vorstellung hatte schon ein Meer von Blut gekostet.

«Der jetzige Umfang und Bestand unseres Staates war grösstenteils eine Folge jener Kämpfe, so dass für uns die Welt des Traumes auf das engste mit der gegenwärtigen und greifbaren Wirklichkeit verbunden war.

«Wenn ich den widerspruchlosen Ernst sah, mit welchem ohne Mienenverzug das Fabelhafteste behandelt wurde, so schien es mir, als ob von alten Leuten ein Kinderspiel mit Blumen getrieben würde, bei welchem jeder Fehler und jedes Lächeln Todesstrafe nach sich zieht.

«Das Erste, was uns als christliches Erfordernis gelehrt und worauf eine weitläufige Wissenschaft aufgebaut wurde, war das Erkennen und Bekennen der Sündhaftigkeit. Nun war die Aufrichtigkeit gegen mich selbst, die eigenen Fehler und Untugenden mir keineswegs fremd, das Andenken an die kindlichen Uebeltaten und moralischen Schulabenteuer noch so frisch, dass ich auf dem Grunde meines Bewusstseins sogar deutlich ein angehendes Sünderlein herumspazieren sah, welches mir demütige Reue verursachte; dennoch wollte mir das Wort, das Bekenntnis zur Sündhaftigkeit, nicht gefallen. Es

Die Spinnen haben, wie die Priester, weder Flügel noch Fühlhörner. Sie besitzen nur Kopf und Bauch, aber keine Brust und daher auch kein Herz für die Nächstenliebe und keinen Sinn für Familienleben.

Dr. Franz Huber,

in «Die lateranische Kreuzspinne»,
Bern 1869.